

Vorwort

Manuele Bertoli

Es ist vollkommen natürlich, das ist das Besondere bei der Behinderung.

In der unsäglich komplexen Interaktion zwischen chemischen Elementen und physikalischen Gesetzen, die zu der uns bekannten materiellen Wirklichkeit beigetragen haben, sind die Ergebnisse, die den Unterschied gegenüber der Norm ausmachen, nichts anderes als Variationen eben dieser Kombinationen. Diese sind genauso rechtmässige Töchter des Chaos und des Zufalls. An ihrem Ursprung steht kein metaphysischer Wille, keine strafende Entscheidung, keine Verirrung. Sie stellen nur eine von unzähligen möglichen Ergebnissen dar. Und schon nur deswegen sollte jedes Ergebnis den gleichen Anspruch auf Würde, auf Ansehen und auf gleiche Chancen erhalten, auch wenn der Versuch, sich objektiven Grenzen zu stellen, unterschiedliche Herangehensweisen erfordert.

All das, was sich – zuweilen diffus – um die Wahrnehmung in Bezug auf die Behinderung oder die Behinderten dreht, ist daher eine reine Frage der *Kultur*, und zwar in ihrer Bedeutung der Summe der von einer Person durch Lernen und Erfahrung erworbenen, intellektuell verarbeiteten Wahrnehmungen, entsprechend angepasst an die eigene Persönlichkeit. Kurzum erzählt die Behinderung, aus dieser Perspektive, mehr über diejenige Person, die diese beobachtet, als über diejenige, die diese erlebt. Wie ich müssen viele behinderte Personen einen Teil ihres Lebens damit verbringen, zu erklären, dass die Idee, die man sich über eine Behinderung macht, oft negativer ist als die effektive Wirklichkeit, was nicht immer einfach ist, aber auch viel über Alltägliches aussagt.

Aus diesem Grunde ist es wesentlich, im Bereich kulturell erworbener Wahrnehmungen handeln zu können, um diese Wirklichkeit in das richtige Licht zu rücken, so wie es diese Publikation tut, indem sie gute und schlechte Stereotype, die immer nur Karikaturen und nie Abbilder der Wirklichkeit sind, auseinandernimmt und auf der Normalität von Diversität beharrt, nicht um diese zu verbergen oder zu relativieren, sondern um diese in unseren sozialen Kontext einzufügen, der ja aus Tausenden von Differenzen besteht.

Wie bereits erwähnt ist die Behinderung keine moralische Andersartigkeit, sondern eine natürliche Gegebenheit. Das Verhalten ihr gegenüber sollte daher von Realismus und Wissen und nicht von Mitleid geprägt sein. Wenn Behinderung Schwierigkeiten bereitet, sind es diese Schwierigkeiten, die Aufmerksamkeit brauchen und, wenn möglich, Lösungen erfordern, während die Behinderten im Gegensatz dazu schlicht Respekt verdienen, worauf jeder Mensch ein Anrecht hat.

Wir alle kennen das Gefühl, das ein auf einem Stereotyp basierendes Urteil auslöst. Als Schweizerinnen und Schweizer empfinden wir dies jedes Mal, wenn wir im Ausland als potenzielle anonyme Bankiers, kleinliche Kuckucksuhrenmacher oder Schokoladenproduzenten wahrgenommen werden. Für behinderte Menschen ist das oft kaum anders. Ich kann gut nachvollziehen, auch aus eigener Erfahrung, wie schwierig es in der Realität ist, Klischees, auf Mitleid beruhenden, vorgefassten Darstellungen oder, im Gegensatz dazu, Verweigerung und Zurückweisung zu entkommen. Beide Haltungen sind gleichermassen lästig, die erste, weil sie den vor sich stehenden, verschiedenen Menschen nicht als das betrachtet, was er ist, sondern nur als eine Darstellung seiner selbst, die zweite, weil sie als Folge dieser Darstellung dazu führt, ihn zurückzuweisen.

Und wiederum spricht die Behinderung mehr über uns selbst als über diejenigen, die diese haben. Sie spricht über unsere Emotionen und über unsere Ängste: unter anderem über das Verschiedene, das Leiden und, in letzter Konsequenz, über den Tod.

Ich bin mir im Klaren darüber, dass der Wahrheit ins Auge zu sehen, in ihrer simplen, aber knallharten Essenz, ein Akt ist, der Mut erfordert. Mut, den wir jedes Mal aufbringen müssen (oder müssten), wenn wir dazu aufgerufen werden, uns mit der Wahrheit der Dinge zu konfrontieren. «Une pipe c'est une pipe» (um ein surrealistisches Symbol umzukehren). Dies verlangen wir, heute und immer wieder, von jenen Personen, die dafür zuständig sind, uns zu informieren und auszubilden. Dass sie uns von der Pfeife berichten oder erzählen, wenn sie dies wünschen, aber dann darüber, was diese ist und nicht darüber, wie diese von denjenigen, die keine Pfeife sind oder keine haben, wahrgenommen wird. Ansonsten wäre dies Literatur – und nicht Information und Wissen.

Erlauben Sie mir dieses Beispiel, das nur vordergründig an den Haaren herbeigezogen ist: Mitleid und umgekehrt Ächtung sind ein wenig wie der Populismus. Statt sich wirklich auseinanderzusetzen, werden nur die *emotionalisierbaren* Aspekte von Problemen angesprochen, die auf Gefühlen und Instinkten aufbauen. Diese Aspekte zu zeigen und zur Schau zu stellen, bedeutet jedoch noch keineswegs, diese auch einer Lösung zuzuführen. Doch genau das würden die in ihrem Alltag von Problemen der Behinderung betroffenen Personen benötigen: konkrete und wirksame Lösungen.

Und so sind Journalistinnen und Journalisten zu begrüßen, die den Wunsch haben, Bescheid zu wissen, sowie Medien, die fähig sind, über all die Verschiedenheiten zu berichten, und zwar darüber, was diese wirklich sind und nicht über abgedroschene Gemeinplätze. Ohne besondere Abstriche, jedoch mit dem besonderen Augenmerk, das wirklich Wesentliche der Erfahrungen eines verschiedenen Lebens zu erfassen; und nicht nur die unmittelbaren äusseren, notgedrungenenmassen auch banaleren Elemente.

Emotionen sind sicher ein wichtiger Faktor für die soziale Kohäsion und gehören zur individuellen Komplexität; doch ohne Realismus, Pragmatismus und Wissen gibt es weder Fortschritt noch Entwicklung. Dies ist für die Medien eine grosse Herausforderung und gehört zu den tragenden Säulen des Berufsethos der Medienschaffenden, die uns durch ihre alltägliche Erzählung der Tatsachen helfen, die Welt, in der wir leben, wirklich zu verstehen.